

# Ruf über den Abgrund

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle**

Band (Jahr): **23 (1955)**

Heft 3

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-568209>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Ruf über den Abgrund

*Ein junger protestantischer Pfarrer schreibt aus seiner Bergeinsamkeit einem Amtsbruder in der grossen Stadt. Die Erlaubnis, wesentliche Teile dieses Briefes drucken zu dürfen, bedeutet uns viel. Sicher wird manches darin zum Widerspruch herausfordern, aber die Blossstellung mannigfacher Schattenseiten in unserer Art wird gewiss auch da und dort zur Besinnung aufrufen. «Die Wahrheit wird Euch frei machen», lautet ein altes Bibelwort, aber sie darf es nie tun zur Schrankenlosigkeit, sondern immer nur zur sinnvollen Verantwortung dem Du gegenüber.*

Rolf.

«. . . Nehmen Sie das, was ich Ihnen schreibe, als Skizzen zum Bild eines jungen suchenden Menschen, eines Menschen, der als jung mit weit geöffneten Augen hinaus-eilte in bunte Städte und Länder — suchend — und von der Masse der Menschheit und Gesellschaft unbefriedigt zurückgekehrt ist in die Einsamkeit und . . . da weiter sucht! Sucht . . . das Leben, das lebenswert ist. Sucht den Frohmut, der echt ist. Sucht: Den Menschen, der Freund wäre. Ich sage: «wäre» — weil ich ihn nicht gefunden habe, noch nicht. Und ehrlich betont: Sehr oft vielleicht *äusserlich* gefunden hätte. Nein, an «Anschluss» mangelte es nie! Aber wieso diesen herbeiführen, wenn er doch bald genug identisch ist mit Täuschung, Selbsttäuschung, mit Kurzschluss?!

Sie vermuten also vielleicht in mir einen Einsiedler, den enttäuschten Kauz, einen weltabgewandten Sonderling, den Typ, der aus verschrobener Selbstscheu abseits getreten ist und philisterhaft über die Gesellschaft lästert? Weit, sehr weit gefehlt! Im Gegenteil!

Ich bin ein — ich muss es fast so sagen — weit herum bekannter, sehr ästimmierter Alles-Mitmacher, sozusagen ein allenthalben gern gesehener Gesellschaftslöwe. Nicht Einer (wie es leider unter den Homoeroten sehr viele gibt), der selbstverloren *allein* überall in der Gesellschaft und bei Geselligkeiten mit dabei ist. Nein: Ein junger, quietschlebensdiger, lebensbejahender Pfarrer, der mit Altersgenossen in froher Gesellschaft stets humorvoll — oft sarkastisch — ein Hans-Dampf-in-allen-Gassen ist.

Von meinen ersten Gymi-Jahren her selten in den eigenen vier Wänden, dafür aber unternehmungslustiger Kumpane, mit dabei, wo es um «Wein, Weib und Gesang» ging. Es ging mir fast wie in der Lehar'schen Operette: «Immer nur lächeln und immer vergnügt . . . doch wie's da drin aussieht . . . geht niemand was an . . .!» — Im hintersten Winkel meines Herzens wohnten *andere* Wünsche als «Wein, Weib und Gesang», Wünsche, die nie in Erfüllung gingen. Wünsche, die ich ehrlich genug war, nicht künstlich wegfeigen zu wollen.

Gewisse Erfüllung verschaffte ich ihnen, als ich — als studiosus bereits — zusehends mehr und mehr einigen Kumpanen Fürsorgedienste leisten, jungen Menschen seelsorgerlich meine Hingabe schenken konnte — ohne auch nur im geringsten etwa Gegenrecht im erotischen Sinne erheischen zu wollen. Irgendwie war ich jeweils beglückt, auf dem allmählich sonst verwelkenden Jugendantlitz wieder neues Strahlen, neue Hoffnung aufflackern zu sehen, wenn ich jeweils einen wirklichen Dienst hatte erweisen können. Ich errang mir damit viel Lorbeeren bei den fürsorgerlich Betreuten wie bei den offiziellen Institutionen und Instanzen. Verdrängte Erotik gehüllt in Fürsorge? Ja . . . und Nein! Meine Dienste waren echt und unberechnend! Ich weiss um etliche Amtsbrüder, die verkappt unter Fürsorge insbesondere ihrem Sexus

frönen . . . ich verdonnere dieselben ebenso wie jede andere sog. «normale» Situation, da sich ein durch Amt und Würde sich vorgesetzt Wissender den Untergebenen unter Druck — und dazu noch in der Erotik — setzt.

Anderseits trage ich in mir heute die heiligste Ueberzeugung: Es gibt kaum einen Fürsorger, der derart kostbare Saat in junge Burschen säen kann, als den sauber, ganz rein aus idealistischen Gründen handelnden Homoeroten. Denn er kann denken sorgen und erziehen aus echter Hingabe, aus Begeisterung für den Jungen. Idealismus, Aesthetik, quasi eine Anbetung schwingen da mit. Und um das Andere, das naturaliter auch da ist — das erotische Moment — gebührend zu lenken, müssen, fast übermenschlich, Charakter und Selbstbeherrschung da sein. Sind sie da, dann aber kann der Homoerot der Erzieher sein — ein Sokrates, ein Pestalozzi redivivus, einer, der den Jungen heranbildet zu vollkommener Blüte: dem Jungen und seiner Vollkommenheit und nicht der sexuellen Befriedigung des Erziehers zuliebe!

Solches aber wird nur möglich durch zugegeben *tragische* Selbsteinengung, die es dem Erzieher, dem Fürsorger strikte verbietet, seine eigentliche Veranlagung auch nur andeutungsweise kund werden zu lassen. Er muss dem *andern* (sc. sog. «normalen») ein *Gleicher* sein, wiewohl er *u n g l e i c h* ist; und er muss auch wieder *sich selber* treu bleiben, wiewohl er diese Selbsttreue einkapseln muss.

Doppelspurigkeit — so muss er seinen Alltag durchwandern: Dem Mitmenschen treu, weil er sich in dessen Situation ganz einfühlen muss, sich selber treu, weil er auch seine *eigene* Situation nicht verleugnen darf. Darum wird er immer Tragik sein eigen nennen müssen . . . denn sie ist seine Doppelspurigkeit. Die Welt verlangt das — und der Homosexuelle hat das «Recht» *nicht*, der Welt andere Ansicht aufzupropfen, wie sehr er das Recht *hätte!*

(Ich stelle hin und wieder mit Freude fest, dass Rolf in ähnlichem Sinne vor einer verfrühten Emanzipation der Homosexuellen warnt).

Ich kam und komme relativ oft in Kontakt mit Homosexuellen, jungen und alten. Persönlich gehe ich ihnen absolut nicht aus dem Wege, im Gegenteil; ich mache es mir mehr als nur zum Sport, ihre Wesens- und Lebensart zu sondieren. Leider fand ich keinen unter ihnen, der mir Freund gewesen wäre. Wo *ich* vermeinte, Anker werfen zu können, stiess ich auf zu wenig tiefen Boden.

Einer meiner seinerzeitigen verehrtesten Professoren hatte seinen Schülern, und damit auch mir, als kostbarste Wegzehrung mitgegeben: Die Ermahnung, das Leben als ein «Beobachten», als ein «Einfühlen in den Mitmenschen» und eine «gesunde Kritik an der philisterhaften heutigen Gesellschaft» zu führen. Diese Worte des Lehrers (übrigens ist er ziemlich sicher homosexuell gewesen) haben für mich wertvollste Frucht getragen . . . Frucht, die mich zu nähren vermochte, oft wenn ich vermeinte, zu bitterem Hunger leiden zu müssen . . . .

Während meiner ganzen theologischen Studienzeit — es war zwar mindestens gleich ausgedehnt eine stud. phil. I.-Zeit! — (und sie ist noch nicht weit hinter mir) stand ich mit beiden Füßen fest auf dem Boden der Gesellschaft, unbeschwerten Sich-Bewegens in jeglichem Zirkel. Und ich geniesse es auch heute sehr, recht oft den «Gump» von meiner Abgeschiedenheit mitten in muntere Gesellschaft zu tun, in die Stadt oder Städte, wo ich nicht der Herr Pfarrer, sondern einer der «Ihresgleichen» — ein aufgeweckter Kumpane — bin. Ich weiss, dass ich mich diesbezüglich stark vom Durchschnittspfarrer deshalb unterscheide, weil ich niemals pfäffischen Glorienschein mir zugetan habe und anderseits doch innerhalb des pastoralen Bereiches respek-

tierte Vorzugsstellung inne habe, nicht erstens des «Dr.» wegen, sondern weil männlich weiss, dass ich aus echter Begeisterung an meinem «Beruf» hange. (Nur nebenbei: ich ärgerte mich vor Monaten sehr bitter, als ich im «Kreis» lesen musste, dass ein Pfarrer schrieb: Es wäre ratsam, junge Homosexuelle unbedingt vom Theologiestudium fernzuhalten, weil sie sonst später im Amt in Katastrophen hineingerieten — ich meine: wir b e n ö t i g e n eben gerade s o l c h e homosexuelle Theologen, sofern sie Charakter haben; Homosexuelle, die mit Hirn und Herz und weniger mit dem Unterleib denken; Homosexuelle, die vor allem auch den Heterosexuellen in seinem Denken, den Banausen in seinem Schimpfen beobachten und dementsprechend dann . . . selber sich vorsehen, selber sich verhalten «Klug wie die Schlangen», und, was eigentlich dann das Entscheidende ist: als Seelsorger und Pfarrer dem homosexuellen Schüler, jedem homosexuellen Rat- und Hilfesuchenden eben aus verstehendem Selbsterlebnis heraus Rat und Hilfe wirklich geben können.

Es ist doch verdammt billige Mentalität zu wünschen, der Homosexuelle möchte *nicht* Pfarrer werden, da doch gerade dieser dazu berufen ist, als Seelsorger dem homosexuellen Gemeindeglied Stütze zu sein!)

Der Homosexuelle *bleibt* natürlich im Alltag ein *Eingeengter*. Ganz kann er sich nicht entfalten, wenigstens nicht in der Gesellschaft. *Ganz entfalten* kann und darf er sich nur *dort* mit Denken, Herz und Erotik, wo er ein volles *Anrecht* hat: in der *Zweisamkeit* mit dem echten Kameraden. Von *gesellschaftlicher* Emanzipation mag er wohl träumen . . . er wird bald genug beobachten oder leider tragisch genug an der eigenen Haut erfahren müssen, dass gerade auch solche Träume Schäume sind! Denn wir leben heute ja in der billigsten Vermassung und die Masse ist das satanischste Gift für Emanzipationsversuche. Jeder vermeint, seinen Kopf und vor allem auch seine Triebe emporrecken zu können; jeder vermeint, das «Herrensöhnchen» (vgl. die wundervolle Charakterisierung, die Ortega y Gasset vom heutigen Typ gibt) spielen zu können, und merkt erst zu spät, dass er statt Herr ein Sklave ist . . . Sklave, der erst recht unters Joch gezwängt wird, je eher er sich verselbständigen möchte! Ich glaube, der Homosexuelle in erster Linie muss sich seines Joches bewusst sein, des Joches, das ihm die Gesellschaft nach wie vor aufhalst.

Ich kenne allerdings gerade in der Stadt an der Limmat und beachtete auch in Paris einige Typen, die nach schrankenloser Entfaltung rufen. Und das Trügerische: Sie selber vermeinen, Erfolg zu haben. Vielmehr aber werden sie rasch genug vestümmelte Opfer sein, weil sie den Ruf am falschen Ort erschallen lassen. Es sind das nicht selten auch die gleichen Leutchen, welche prinzipiell die Vorurteile gegen die Pfarrer auftürmen, der Pfarrer sei jener Kerl, der die Emanzipation der Homosexuellen (vielleicht sogar von der Bibel und deren anti-homosexuellen Einstellung her verdamme und verhindere. Dazu sage ich eben auch hier: Es ist *sehr gut*, dass der eine und andere Homosexuelle den Mut aufbringt, Theologie zu studieren und als Pfarrer dann schrittweise *Korrektor* der öffentlichen Meinung wird im Unterricht, im Gespräch, Predigt, literarischem Schaffen.

Nur so nämlich erfüllt der Pfarrer den allerkostbarsten *Zweifrontenkrieg*, den er führen muss und *darf*: Kampf gegen den Banausen, der den Homosexuellen in die Hölle wünscht und Kampf gegen den Homosexuellen, der die Homosexualität zum alleinigen Evangelium machen möchte. Oder: Einstehen für den notleidenden Homosexuellen und Einstehen für den notleidenden Heterosexuellen. Denn: *Not* leiden im Alltag oft genug *beide*. Und ist es nicht Genugtuung, *beiden* helfen und dienen zu können? Und *beiden* fruchttragend helfen kann kaum jemand so gut als der Homo-

sexuelle, weil nur er sich ganz in die Not eines Andern *einfühlen* kann. Und Hilfe setzt ja Einfühlen-Können als Primärstes voraus.

Ich möchte kurz den Faden weiterspinnen, der durch meinen ganzen Brief geht: *Erziehung des Homosexuellen!*

Es ist ungemein peinlich mitanzusehen zu müssen, wie das Gros der Homosexuellen darin seine Hauptaufgabe erblickt, das Schimpfen und Höhnen der Gesellschaft zu quittieren mit . . . Schimpfen und Beleidigt-Beiseite-Treten! Wieviel Besseres liesse sich statt durch solche billige Negation durch *Positives* erreichen: durch geistige und geistliche Auseinandersetzung, durch Bilden des Charakters des Homosexuellen selbst, durch Fürsorge am jungen Homosexuellen. Besonders Letzteres! (Ja, es liesse sich eine Sondernummer des «Kreis» zusammenstellen aus der Frage, was an Erziehung am jungen Homosexuellen geschehen solle, damit dem ganzen Anliegen gedient sei, statt dass es geschädigt werde!)

Schaden an unserem Anliegen! Ich sehe solchen nicht nur in der verdammt öffentlich gewordenen Prostitution der Männer in den Städten, sondern ebenso auch im *Gebaren* der nicht erzogenen homosexuellen Jugend! Ich erzittere jedesmal, wenn ich (überall natürlich als der «unerkannte Beobachter») den blutjungen homosexuellen Kerl urplötzlich sich zum aufgeblasenen, selbstsichern, schnodderigen «emanzipierten» Homosexuellen entwickeln sehe. Es sind nicht wenige, sondern die grösste Mehrzahl, die jung aufgeschossenen Pflanzen gleichen, welche bald genug verwelken, weil der Frost über sie hinweggefegt ist: Menschen, die ihr schönes Aeusseres und ihr zartes Inneres lebenssprühend aufgereckt haben, die aber nicht bedachten, dass es innerer Reife und Aufrichtigkeit bedarf, um nicht eine Eintagsfliege zu bleiben, sondern heute *und* morgen sich der Sonne erfreuen zu können.

Was man mit Bedauern entdeckt: Junge Menschen, sich selber und ihrer kindlichen, triebhaft-naiven Mentalität überlassen. Der Erwachsene kümmert sich nicht um sie. Oder er kümmert sich einzig und allein um sie, um die jungen Pflanzen in seinen eigenen Garten zu nehmen, und die zarten Blumen dann für sich selber zu pflücken . . . lies: Die Blumen für immer mit roher Gewalt zu knicken. — Sie sind eine Legion: Jene Lumpen von Erwachsenen, welche den Jüngling missbrauchen, weil sie *wissen*, dass er gleichföhlend ist. Dieses *Wissen* setzen sie dem *Denken* auf ein *Anrecht-Haben* gleich, und schliesslich dem «*Brauchen-Dürfen*». Man hat hier eine Ausgeburt der Hölle, die — offen gesagt — beim Heterosexuellen lange nicht solche schändlichen Formen annimmt. (Hier allein, Herr Pfarrer, wage ich — zu zweifeln! — Rolf.)

Nur dass ein Heterosexueller eine ihm gefallende Frau sieht, gibt ihm nicht als grösste Selbstverständlichkeit der Welt das Wissen und Wollen ein, sich diese Frau zu eigen zu machen. Aber der Homosexuelle?: Ist es nicht sehr, sehr oft so: Sieht er einen Menschen, von dem er *weiss*, dass er auch homosexuell ist, dann ist in ihm schon der Wille zur Ueberzeugung gekommen: *der* darf mein Eigentum werden.»

Diese Mentalität führt die Jugend in die Arme von Charakterlosen und zerstört gleichzeitig den Charakter der Jugend. Ich glaube, dass allerdings da nicht einmal die grosse Schar der Charakterlosen sich aus *Erwachsenen* rekrutiert, sondern aus den Jugendlichen selbst.

Weil niemand der Jugend wegweisend beisteht, trippelt sie selber auf sehr sumpfigem Boden. Ich sah und sehe diesbezüglich immer wieder sehr düstere Bilder und gerade in Kreisen der jungen Homosexuellen kaum ein einziges darunter, über welches das echte Licht sich endgültig ausbreitet, wie über die Gestalten eines Rembrandt. Man sieht da vielmehr die Schemen, die allnächtlich — und sie würden es auch bei

Tage tun, wenn sie dann nicht als Schüler oder Lehrlinge bei harter Arbeit ausharren müssten! — unruhig, unstat, gequält durch die Lokale und Gassen hasten . . . mit suchendem, flackerndem Blick, mit zitternden Händen, von kapriolenhafter Lebenslust (oder -unlust!) gepeitscht und vorwärtsgetrieben.

Die meisten dieser Schemen kennen sich und kennen sich in ihrer «Sonderheit». Ihr gegenseitiger Blick genügte. Ja, es genügte schon, dass man einen «Neuen» mit «dem da» einige Schritte gehen sah . . . und schon biedert sich der Dritte dem Neuen an wie einst dem andern — die «Gemeinschaft» *vergrössert* sich, die *Zweisamkeit* zerfällt. Die bei Nacht und Nebel umher Irrenden haben sich gefunden, gefunden in der Dunkelheit. Und rasch genug tun sie den tragischsten faux pas: Sie *bleiben* in der Dunkelheit, sie projizieren die äussere Dunkelheit in ihr Inneres: In dunkler Primitivität legen sie sich auf's dunkle Lager, wo sie ihre Sinne körperlich «befriedigen», ihre enervierte Sexualität «abreagieren», ihren Partner — oder meistens: ihre vielen wechselnden Partner — «brauchen» und sich selber . . . um jede feine Faser ihres Innenlebens bringen!

Ich weiss, dass ich hier sehr massiv kritisierend rede. Aber ich finde solche Kritik ehrlicher als grenzenverwischendes Drüberhinweghüpfen. Ich urteile hier vielleicht sogar viel stärker als die sog. «Aussenstehenden». Sie stossen sich an diesen Tatsachen. Und leider eben recht oft zu Recht. Es sind die Tatsachen, gegen die gerade auch wir Pfarrer uns wehren müssen. Und sei es, dass wir eben hart genug den Kampf aufnehmen müssen gegen Leute in unsern eigenen Reihen! Nicht nur gegen die Prostitution! (Vgl. meinen Artikel im März 1954), sondern auch gegen das andere schleichende Gift: Das Schmetterling-Dasein so vieler Homosexueller, insbesondere der jüngsten Jungen.

Es ist und bleibt erschütternd, dass die *alten* Triebmenschen die Jungen verbrauchen — ich gestatte mir diese Formulierung. Es ist aber ebenso satanische Tatsache, dass die Jungen selbst sich, nachdem sie noch kaum ihrer eigentlichen Neigung bewusst sind, ihr feinstes Gefühlsleben verpfuschen, weil sie dem Körper (oder besser: den Körpern) und nicht einer echten Zweisamkeit leben.

Was tun? — «Um Gottes Willen etwas Tapferes!» — und das heisst:

Der Aeltere dem Jüngeren sauber vorangehen. Nicht mit schmierigem Anbiedern, mit Anheuern von Tearoom-Strich sich «Beute» holen wollen.

*Kameradschaft ist weder Anbiedern noch Beute.*

*Kameradschaft ist Uebereinstimmung im Zentralen: Im Innenleben.* Und dieses Innenleben tut sich kund und entfaltet sich zur schönen unvergänglichen Blüte nur, wo sich Herz zum Herzen findet.

D a s muss der Jugend (und erst recht dem Alter) wieder gesagt werden, bewiesen werden. S o l c h e n Geist muss darum vor allem wieder die Pädagogen be-seelen, damit sie gute *Seelsorger* gerade auch an jenen «armen» heranwachsenden Knaben und Jünglingen seien, die mit entsetzlichem Erschauern eines Tages feststellen müssen: «Ich bin nicht so wie die andern!»

Pestalozzi und viele bekannte und unbekanntere Pädagogen waren in diesem Sinne feinfühlende Erzieher und niemand hätte primär gefragt, ob sie homosexuell empfunden hätten. Der homosexuelle Zögling selber aber fand sich von solchen Pädagogen *verstanden, gestützt, ernst genommen* und vielleicht oft *geliebt*.

Solche Menschen sind heute bitter nötig; solche, die Erziehung im Sinne ganz umfassender Liebe verstehen und die imstande sind, die eigenen Interessen hintanzustellen, wenn es gilt, einem jungen Menschen den Weg zu bahnen und den Pfad zu

echter Lebensfrohmheit und endlich dann zur gefühlentsprechenden Zweisamkeit aufzuzeigen — auch dann, wenn man *nicht selber* der Partner in dieser Zweisamkeit ist!

Welcher Erzieher ist befähigt zu solch hochgesetztem Ziel?

Vielleicht jener am ehesten, dem in seiner eigenen Jugend solches Verstehen, solche Stütze, solches Ernst-genommen-werden, solche Liebe bitter *fehlten!*

Und ich meine: Solche Menschen sind nicht in geringer Zahl unter uns. Möchten sie sich doch aufrufen, *positiv* mitzuwirken an Charakterbildung in den eigenen Reihen, statt bloss destruktiv zu handeln durch lockeres eigenes Tun und durch Donnern über «die andern». —

Ihr Dr. A., Schweiz.

## Winckelmann

Novelle von Ernst Penzoldt

Johann Joachim Winckelmann wandelte in einer Wolke Staub durch der Sonne ewig singende Stille Italiens. Er war klein und ein wenig beleibt. Er kam vom dunkleren Deutschland, dem unnachteten Land, das hinter ihm jenseits kühl und traurig im Schatten der Berge lag. Winckelmanns Hände waren noch weiss davon und sein grosses Gesicht war noch nicht gebräunt. Er hatte über sein kahles Haupt ein Schnupftuch geknotet, der Sonne zu wehren, und trug locker um seine Schulter den grauen seidenen Mantel, dass er ihm Kühlung wehe. Seit er wieder im Heiteren wandelte, entwölkte sich seine Stirne und die Schwermut verliess ihn. «Hier im Hellen» sprach er zu sich, «hier ist überall Griechenland. Hier gehen die Götter freundlich mit den Vergänglichlichen um, wie sie zu leben und heiter sterblich zu sein.»

So sah ihn von ferne der braune Hirte Arcangelo kommen, der Trauben saugend faul an der leuchtenden Strasse lag, unweit des Dorfes Eterno. Es spielten auch Kinder dort in der Nähe mit seinen Ziegen. Arcangelo aber streckte die Hand aus, den Nahenden anzubetteln. Da aber sah er, wie sich die Bäume erregten, als der Fremdling vorüberging — denn es spürt ja den Gott und den Weisen jegliche Kreatur — sah, wie die Ziegen verhofften und die Kinder innehielten im Spiel, da sie des Wanderers Mantels Wind und seiner Hände sanfterer Schatten traf. Es trug auch die Strasse die leise Erschütterung seiner Schritte hin zu Arcangelo und es behielt der Staub seiner Füsse ferne geahntes Angesicht. Winckelmann sah auch den Braunen und wie er betroffen war, da er ihn schaute, und sich langsam und wie erwachend erhob, ihn grüsste und staunte in Ehrfurcht halb und halb in Belustigung. Winckelmann aber vergass sich und redete in fremder Zunge zu ihm und scheute sich ihn zu beschenken. Der Hirte erschrak vor den fremden atmenden Lauten: Wie weit es noch zur Herberge sei, vernahm: Knabe, und braun, und Sonne, und antwortete nicht. Er stand zerrissen, entblösst vor dem kleineren Winckelmann und gedachte zu fliehen. Denn er verstand ihn nicht, der in freundlichem Deutsch zu ihm redete. Sein Gesicht war bestaubt, dass es kaum erröteten Pfirsichen glich und also Hals, Arme und Hände. Seine Füsse hoben sich nicht von der Strasse ab, als wüchse